

## D'Annunzio an Wien.

Von Leopold Freiherrn v. Chlumetzky.

Dreimal war D'Annunzio Wiens gern gesehener Gast, den Lorbeer des Künstlers sich zu holen. Und seit Kriegsbeginn war es sein Traum, Wien wiederzusehen, wenn schon nicht auf dem festen Boden der Realität, als Teilnehmer an dem so leicht und bequem gedachten militärischen Spaziergang, so doch wenigstens aus der Vogelperspektive, im Bereich der Luft, in dem sich die Entente — als ungleich bessere Beherrscherin der Jupiterabteilungen — so gern tummelt. Schon im Oktober 1915 ist in D'Annunzio der Plan eines Raids nach Wien gereift. Sein Pilot Hermann Beltramo vermochte ihm aber nicht die Gewähr zu geben, daß mit dem 300 H. P. Caproni der weite Flug ungefährdet zurückgelegt werden könne. Darum verhandelte D'Annunzio mit dem Ingenieur Gianni Caproni wegen Konstruktion einiger, sich für diesen Zweck besonders eignender

Apparate. Lange Zeit versagte Cadorna, der Zauderer, dem Plan seine Zustimmung, selbst als die technische Frage gelöst schien. Endlich, im Sommer 1917, wurde die Bewilligung erteilt, dann wieder zurückgezogen und von dem Verlauf eines Probefluges abhängig gemacht. Dieser glückte, und so schien D'Annunzio seinem Ziel nahe. Er verfaßte nunmehr die „Proklamation“, die er den Wienern überbringen wollte. Fast den ganzen Tag des 4. September verblieb D'Annunzio mit seinen Getreuen Cori und Bagliano in der Druckerei, um die Herstellung der Flugzettel zu überwachen. Sie wurden am Nachmittag auf den Apparat verladen, und D'Annunzio ließ an ihm weiße, rote, grüne Lampen befestigen, weil der Besuch über Wien in der Nacht stattfinden und die Wiener sofort wissen sollten, daß ein Italiener die Stadt überfliege. Wenige Stunden vor dem noch für denselben Abend in Aussicht genommenen Start wurde der Flug neuerdings unterbunden. So wurde leider verhindert, daß Wien durch die Flugblätter erfuhr, wie Italien im September des Jahres 1917 über uns, über Oesterreich dachte, und wessen wir uns von Rom zu versehen hatten, wenn unsere Armee dem Vordringen der italienischen Truppen nicht Halt zu gebieten vermochte.

Der Wortlaut des damaligen Manifests liegt vor mir, und ein Vergleich mit den uns jetzt zugekommenen Botschaften enthüllt die Psychologie, die Methoden und die Ziele unserer Feinde besser als das Studium so mancher offiziellen Rede der letzten Zeit.

Am wirkungsvollsten wäre es, das Manifest des Jahres 1917 neben den Text der Flugblätter zu setzen, die vor wenigen Tagen über Wien herabflatterten. Rücksichten auf die Zensur erheischen aber, sich darauf zu beschränken, nur einiges anzudeuten, gerade nur so viel, um zu erweisen, wie wechselnd die politischen Kampfmittel und die Ziele unserer Gegner sind.

Das uns im Jahre 1917 zuge dachte Manifest beginnt mit der liebenswürdigen Feststellung, daß Wien eine senile Stadt sei, und hieran knüpfen sich nicht wiederzugebende Bemerkungen über unseren Kaiser. Es schmäh't unsere Armee, unsere tapferen Soldaten, die angeblich gegen ihren Willen, durch Gewalt gezwungen worden seien, sich der italienischen Armee entgegenzustellen, und deren „rasche Flucht“ D'Annunzio von seinem Caproni aus oft „bewundert“ haben will. Zwischen dem Seespiel der Romanen und unserer barbarischen Brutalität gäbe es keinen Vergleich, keine Versöhnung. Oesterreich sei eine hinfällige Büge, die zusammenbreche. „Wenn es trotzdem in dem Reiche noch Leute und Völker gäbe, die wert seien, weiter zu leben, so mögen diese, den Grund der italienischen Siege erkennend, sich mit den wiedererstehenden Heimatländern vereinigen.“

Das war die Sprache des Siegers, die uns Italien, einige Wochen ehe seine Armee bis an die Piave zurückweichen mußte, zürufen wollte. Von der Hermada schien Triest zum Greifen nahe, und schon glaubte man, uns den Fuß auf den Nacken setzen, Oesterreich zu den Toten werfen zu können. Dieses Manifest erleuchtet blitzartig eine dunkle Vergangenheit, und jeder, der an Oesterreich hängt, an seine Zukunft glaubt, wird bei der Erkenntnis des Loses erschauern, das uns zuge dacht war — und uns unerbittlich ereilt hätte, wenn unsere Gelden der vielfachen Uebermacht nicht standgehalten hätten, wenn die oft dünne Schutzwehr gerissen wäre und sich Armeen in unser Land ergossen hätten, die Oesterreichs Vernichtung und Zerstückelung als Postulat ihrer höheren Zivilisation ansehen.

Und heute? Heute spricht dasselbe Italien in gleichnerischen, fast sanften Worten zu uns! Den Wienern, die er ein Jahr zuvor als senil bezeichnete, will D'Annunzio nun sogar einen gewissen Grad der Intelligenz zuerkennen, einer Intelligenz, die freilich durch Breukens Einfluß etwas getrübt sei. Kein Wort mehr wird gesprochen von dem defekiden, zerfallenden Oesterreich, man will uns nur liebevoll aus der preußischen Umklammerung retten, um uns dann mit den Reichstimern der Entente beizuspringen: Geld und Ware für Treubruch und Pflichtvergessenheit... Dieses Geschäft haben D'Annunzio und andere mit ihm im Jahre 1915 gemacht, und das gleiche Geschäft wird heute uns nahegelegt. Auch wenn wir auf diesen Handel nicht eingehen, müssen wir dankbar anerkennen, daß uns durch die Veröffentlichung der im Jahre 1917 beabsichtigten Proklamation und durch die uns nunmehr wirklich übermittelte Botschaft ein tiefer Einblick in das Denken, in die Wahlfähigkeit der politischen Kampfmittel unserer Feinde geöfnet wurde. Wir kennen genau den Grund der „Umstilierung“ der Botschaft: die Armee hat D'Annunzio gelehrt, seinen Ton, seine Sprache zu ändern. Ihr, und nur ihr verdanken wir es, wenn man jetzt Oesterreich das Recht zugesteht, weiterzuleben, und ihr werden wir es mit

Gottes Hilfe verdanken, wenn in absehbarer Zeit die politischen Flügel unserer Gegner sich in allnäherlicher Kurve der Erde nähern und dort festeren, realeren Boden gewinnen werden!